Als weiße Frau im Indianerdorf

„Baumwollblüte", die Freundin der Pueblo-Indianer / Von Robert B. Jung

„Wir sind sicher, daß Du überfallen und womöglich skalpiert wirst. Wir zittern um Dein Leben und wissen, daß Du Deine Entscheidung bereuen wirst ..." So schrieben die Verwandten der jungen Krankenschwester, als sie sich vor nunmehr 23 Jahren entschlossen hatte, eine Anstellung bei dem gerade neugegründeten „Büro für die vereinigten Indianerpueblos" (United Pueblos Agency) in Albuquerque anzunehmen. Miss Louise O. Kuhrtz lacht noch heute, wenn sie an diese Alarmbriefe denkt. Während wir in ihrem Regierungsauto durch das Tal des Rio Grande fuhren, gestand sie: „Natürlich hatte ich selbst auch ein wenig Angst. Denn ich war ja damals im Jahre 1926 die einzige weiße Frau im Indianerdorf Isleta. Nachts verschloß ich die Tür dreimal, schob zu allem Überfluß auch noch eine kleine Kommode davor, legte wie in den Wildwestromanen den geladenen Revolver neben mein Kopfkissen und überließ mich meinen unruhigen Träumen, in denen ich unfehlbar an den Marterpfahl geriet und so entsetzt zu schreien begann, daß ich davon aufwachte."

Erfahrungsaustausch mit den Medizinmännern

Heute verschließt die sechzigjährige Schwester Kuhrtz nicht einmal tagsüber ihre Türen, wenn sie in eine der anderen Gemeinden fährt, die ihrer Fürsorge unterstellt sind. „Ich glaube, daß ich als einzelne einsam lebende Frau in keiner weißen Gemeinde so viel Liebe und Freundschaft hätte erfahren können wie in Isleta. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, weshalb ich auf meinem Posten bleibe, obwohl ich längst pensionsberechtigt bin. Wenn je ein Indianer mein Haus betreten hat, ohne mich zu fragen, so war es höchstens, um mir ein Geschenk zu bringen. Sie wissen, daß ich ihre Geschenke nicht will und legen sie heimlich in mein Haus. Sie nennen mich freundschaftlich ‚Aclehpap', die Baumwollblüte, und sorgen für mich wie für eine Mutter."

Wir hielten auf dem Platz des kleinen Pueblos Sandia. Die Indianerkinder hatten den Wagen von Miss Kuhrtz sofort erkannt und umringten sie. „Hi Aclehpap", rief ein sechsjähriger Junge und zog einen zottigen Hund hinter sich her, „Mutter möchte dich sehen. Es ist wegen der Kleinen."

So begann die übliche Dienstagvisite in Sandia. Miss Kuhrtz geht nie ungefragt in das Haus einer Indianerfamilie. Sie macht es sich zur Regel, niemanden ihre Hilfe aufzudrängen. Aber die Eingeborenen warten meist schon auf sie. Da ist ein Kind krank geworden, dort beklagt sich eine Schwangere über Schmerzen und Erbrechen, hier erkundigt sich eine Mutter über die Ernährung ihres Babys. Und gelegentlich ruft der alte Medizinmann die „große weiße Freundin" zu einem vertraulichen „Pow wow", in dem uralte ärztliche Weisheit der Indianer und moderne medizinische Kenntnis des weißen Mannes freundschaftlich ausgetauscht werden.

„Ich habe die Medizinmänner achten gelernt" sagte Miss Kuhrtz, als wir an den weiten grünen Maisäckern vorbeifuhren, auf denen Indianer mit Erntemaschinen ackerten. „Wir haben ihre Praktiken früher verlacht und nicht selten sogar verboten. Aber ihre ‚Teufelsaustreibungen' und ‚Beschwörungen' hatten und haben noch heute echten therapeutischen Wert. Sie wenden eben ihre Art der Psychotherapie an. Wenn die Medizinmänner ihren Kranken Erde ins Essen mischten, so hielten wir sie für ‚unhygienisch'. Aber haben nicht die letzten Fortschritte der antibiotischen Medizin, die Entwicklung von Drogen wie Streptomycin und Aureomycin, die zuerst in Erdproben entdeckt wurden, nachträglich den indianischen Ärzten rechtgegeben? Ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich mindestens ebensoviel von den Medizinmännern gelernt habe wie sie von mir. Vor allem auch eine andere Lebensauffassung. Der Indianer besitzt im Grunde mehr praktische Weisheit als wir. Was unsere Ahnen für ‚Faulheit' hielten, war die Fähigkeit, das Leben in Würde und Ruhe zu genießen. Der Indianer war niemals gierig. Er tötete nie mehr Tiere, als zu seinem Lebensunterhalt notwendig waren, er schlug nie mehr Holz, als er wirklich brauchte. Und was ihm gehört, teilt er mit der Gemeinschaft. Das ist noch heute so."

Zunehmende Geburtenziffern

Diese Meinung der Schwester Kuhrtz ist typisch für die völlig neue Haltung der amerikanischen Behörden gegenüber den Indianern, die sie zu betreuen haben. Während die früheren Generationen dem Indianer seine Eigenart zu nehmen und ihn zu assimilieren versuchten, ist man etwa seit der Mitte der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts bestrebt, dem Indianer seine Bräuche zu belassen und sie sogar wenn irgend möglich zu fördern. In den Schulen der „United Pueblos Agency" kann der junge Indianer nicht nur die Arbeitstechnik des weißen Mannes, wie die Reparatur von Motoren und die Prinzipien moderner Landwirtschaft lernen, sondern auch die oft schon fast verlernten handwerklichen Künste seines Stammes: kunstvolles Weben, geschicktes Töpfern, komplizierte Silber- und Lederarbeit. So kommen zum Beispiel die schönsten bemalten Tonkrüge Amerikas, deren im ganzen Lande berühmte Meisterin die Indianerin Maria im Pueblo San Ildefonso ist, aus den Werkstätten der Puebloindianer. Neben der Schulpflege ist die Gesundheitspflege das Hauptanliegen der Indianerverwaltung. Die „United Pueblos Agency" in Albuquerque hat für die fünfzehntausend Indianer in neunzehn Pueblos und drei kleinen Navahosiedlungen, die sie zu betreuen hat, drei Spitäler und ein hundertbettiges Sanatorium gebaut. Eines dieser Krankenhäuser besuchten wir, um eine Indianerin abzuholen, die dort zu einer vorgeburtlichen Untersuchung gewesen war. „In den etwas über zwanzig Jahren meines Hierseins ist die Säuglingssterblichkeit fast ganz verschwunden", erzählte mir Schwester Kuhrtz. Die abnorm hohe Sterblichkeit der Indianer seit dem Kommen des weißen Mannes, die bis zum Jahre 1900 zu einer Dezimierung um drei Viertel führte, ist eine Angelegenheit der Vergangenheit. Zur Zeit nimmt die Zahl der Indianer erstmals seit hundertfünfzig Jahren wieder zu."

Der „rote Mann" — Freund und Bruder

Durch Zufall kamen wir darauf zu sprechen, daß Miss Kuhrtz deutscher Abstammung sei. Ihr Großvater, an den sie sich noch gut erinnert, wanderte um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts in die Vereinigten Staaten ein und ließ sich mit seiner Familie im Westen des Staates Illinois nieder. Noch jetzt kann Miss Kuhrtz einige deutsche Sätze aus dem Gedächtnis sprechen, und ihr deutscher Sprachschatz wird zur Zeit auch noch durch die Texte deutscher Volkslieder bereichert. Denn seit einigen Jahren wird die alte Missionskirche am Pueblo Isleta, wo Miss Kuhrtz lebt, von einem aus der Eifel stammenden deutschen Geistlichen, dem Pater Scholl, geleitet. Dieser sehr tatkräftige, breite und starkgebaute Bauernpriester, der mit seinen rothäutigen Beichtkindern betet, pflügt und reitet, hat auf einem modernen Stahlbandapparat etwa zwei oder drei Dutzend deutscher Volkslieder aufgenommen, die er sich in einsamen Stunden vorspielt oder auch gelegentlich über die Lautsprecheranlage auf dem Kirchturm verbreitet. Und so hatte ich das seltsame Erlebnis, am Ende meiner Rundfahrt mit Miss Kuhrtz im holzgetäfelten Studienzimmer des Vater Scholl mitten im Indianerpueblo Isleta „Am Brunnen vor dem Tore", „Der Jäger von Kurpfalz" und „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein" zu hören. Als die Lieder verklungen waren, fragte ich meine beiden Gastgeber, ob sie sich nicht doch oft etwas einsam inmitten des fremden Indianervolkes fühlten. Übereinstimmend sagten sie: „Nein. Wir haben den ‚roten Mann' als Freund und Bruder kennengelernt. Als einen einfachen liebenswerten Menschen, der das Böse und den Neid nicht kennt. Unser Leben ist dadurch unendlich bereichert worden."